

Editorial

... daß sie eine ordentliche, Nette, und fromme Person ist, habe [ich] schon bey der hl: Dreyfaltigkeit in der Kirche beobachtet. Die Zuchthausverwalterin möchte sie als Köchin haben; allein sie will nicht, – Sie hat auch recht –, dann im zuchthaus Köchin zu seyn klingt nicht eben Hüpsch. Eben so möchte sie keine Köchin bey einem geistlichen Herren seyn, – wegen der bösen Nachrede –, und da hat sie abermahl recht. ... Die Wahrheit zu sagen, ich habe mit dieser Person nur ein einzigemahl, und ziemlich wenig gesprochen: allein sie schien mir gleich eine stille, etwas schüchterne, aber sehr reinliche und geschickte Person zu sein ...¹

So äußerte sich Leopold Mozart, als er im Auftrag seiner Tochter im Herbst 1784 Dienstbotinnen für ihre Hauswirtschaft am Lande suchte. Sie hatte nach der Eheschließung mit einem Witwer dessen Haushaltshilfen übernommen und wollte, um als Herrin des Hauses respektiert zu werden, neue ins Haus holen. Ein Beamtenhaushalt des *Ancien Régime*, wie der ihres Ehemannes, kam ohne Dienstbotinnen nicht aus, nicht bloß der hauswirtschaftlichen Produktionsweise oder der zahlreichen Kinder, sondern auch des gesellschaftlichen Ranges wegen. Hauswirtschaftliche Kenntnisse waren nicht die ausschließlichen Kriterien, um in den Dienst genommen zu werden: Was Frauen gleichen sozialen Ranges – gewissermaßen in einem Dienstgeberinnendiskurs – über die in Frage kommenden Dienstbotinnen zu berichten wussten, spielte ebenso eine Rolle. Die Bezugnahme auf das soziale oder symbolische Kapital der Reputation funktionierte in beiden Richtungen. Denn die „dienstbaren Geister“ pflegten ihrerseits einen nicht weniger subtilen Austausch über die „Herrschaften“, der sich allerdings seltener als textlich greifbare Quelle für HistorikerInnen niederschlug. Dazu kommen im einleitenden Beispiel noch die Bewertungen des Chronisten: Ein Mann – verwitwet, alt, alleinlebend – beurteilt aufgrund seiner Lebenserfahrung, die im Falle der weiblichen Dienstboten mutmaßlich zugleich jene seiner verstorbenen Frau ist, und aufgrund dessen was ihm andere Frauen aktuell berichten, mit überwiegend positiven Adjektiven eine in Frage kommende Haushaltshilfe. Viele Stimmen bündeln sich so zu einer Wertung.

¹ Leopold Mozart an seine Tochter, 21.11.1784, in: Mozart Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe, hg. von Wilhelm A. Bauer u. Otto E. Deutsch, Bd. III, Kassel/Basel/Paris, Nr. 826, 348.

Vielschichtig können Dienstbotinnen-Geschichten bei genauer Text- und Kontextanalyse werden. Das gilt für frühneuzeitliche Beispiele ebenso wie für aktuelle Berichte, etwa in den Printmedien, über Frauen aus sogenannten Dritte-Welt-Ländern oder sogenannten Ostblockländern, ohne deren reproduktiven Arbeit, ohne deren Betreuung von Kindern und alten Menschen viele Haushalte der ‚Ersten Welt‘ nicht funktionieren würden. Die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung berücksichtigt traditionellerweise unbezahlte Hausarbeit („Arbeit aus Liebe“) nicht, umso weniger unangemeldete Hausarbeit, die meist außerhalb der staatlichen sozialen Netze erledigt wird. Außerhalb der Haushalte in denen Arbeits-Migrantinnen beschäftigt sind, wissen die Menschen meist recht wenig über diese Frauen, über die Motive, wieso sie Herkunftsländer und -familien verlassen haben, über ihr Leben und ihre Rollen in mehreren Welten, über ihre Wünsche.

Die Beschäftigung mit den Dienstbotinnen und den weiblichen Hausgehilfen gehört zu den Kernfeldern der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Das Interesse richtete sich dabei eine zeitlang vorrangig auf das städtische Dienstmädchen um 1900, weil hier die Ungleichheit der Arbeitsverhältnisse besonders greifbar war. Mit der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft wurde die häusliche Reproduktionsarbeit in den Bereich des Privaten verdrängt, die Arbeit von Frauen weniger sichtbar und damit insgesamt gesellschaftlich weniger relevant. Einen gewissen bürgerlichen Lebensstandard zu erlangen und aufrecht zu erhalten, bedurfte auch der Arbeit familienfremder Frauen, die entweder für bestimmte Aufgaben (z. B. Wäschepflege) ins Haus kamen oder im Haushalt der Familie, aber separiert von ihr (etwa im Hängeboden) lebten. Die Untersuchung des weiblichen Dienstbotenwesens in den Städten der frühen Neuzeit hatte nicht die gleiche historiographische Konjunktur wie das Dienstmädchen, wobei dieser Befund nicht für alle Länder gleichermaßen gilt.

Die Anregung zu diesem Themenheft geht unter anderem auf einen Workshop über „Narratives of the Servant“ unter Leitung von Regina Schulte am *Europäischen Hochschulinstitut* in Florenz zurück,² der seine Fortsetzung in einem europaweiten Servant-Projekt³ fand. Die Zeitschrift „L’Homme“ versteht sich hier einmal mehr als Transmissionsriemen zwischen unterschiedlichen Wissenschaftskulturen und Sprachen.

Raffaella Sarti arbeitet in ihrem Beitrag über das Leben einer Magd namens Zita, die schon zu ihren Lebzeiten im 13. Jahrhundert als Heilige galt, die unterschiedlichen Erzählformen heraus, die abhängig vom jeweiligen zeitlichen Kontext ihre Zielgruppen ansprechen sollten. Die nachtridentinische Kirche propagierte an Zitas Exempel das Bild der guten Dienstbotin, die vor allem an ihrem Gehorsam gegenüber ihren Dienstherrn und damit zugleich gegenüber Gott gemessen wurde. Unzählige Publikationen variierten dies bis ins 19. Jahrhundert, nicht zufällig parallel zur zunehmenden

2 Regina Schulte u. Pothiti Hantzaroula Hg., *Narratives of the Servant*, European University Institute Florence, Working Paper HEC No. 2001/1, Badia Fiesolana 2001.

3 Vgl. dazu die Rezension von Annemarie Steidl in diesem Heft.

Feminisierung der häuslichen Arbeiten. Die gesellschaftlich erwünschten Normen für Dienstmädchen wurden so propagiert und popularisiert und zugleich den Frauen in ihren abhängigen Arbeitspositionen die religiöse Überhöhung ihres Lebens als Trost und Ausgleich angeboten. 1696 wurde Zita heilig gesprochen, 1955 zu einer „Schutzhilgen der Dienstmädchen“ erklärt – in beiden Fällen wurde die Erzählfigur von der katholischen Kirche und den gesellschaftlich dominierenden Autoritäten instrumentalisiert.

Giulia Calvi betont die Notwendigkeit, das dichotomische Verständnis der Rollen und Grenzen im Kontext von Familie in der frühneuzeitlichen Toskana zu überwinden. Sie argumentiert, dass in den Gesellschaften des *Ancien Régime* keine klare Unterscheidung von Dienern und Familienmitgliedern existierte, und dass die Auffassungen von Dienst und Dienerschaft sich nicht einfach nur auf solche anwenden lassen, die als Hausdiener arbeiteten, sondern auch auf andere Formen familiärer Beziehungen. Die Erfindung dieser Auffassungen und Definitionen (die gesetzliche Auslegung von Dienst ebenso wie die individuellen Wahrnehmungen, die jener unterlagen) werfen ein Licht auf die *border identities*. So gab es eine hohe Anzahl individueller Situationen, die anzeigen, dass Familienmitglieder den Status einer Dienerin/eines Dieners hatten und von ihnen ein Leben unter den Bedingungen der Dienerschaft erwartet wurde. Krisen des Familienlebezyklus schufen mitunter Situationen, die Individuen wie Waisen, illegitim geborene Kinder oder Witwen zu DienstbotInnen machten und in Existenznöte führten.

Im Aufsatz von Karen Elisa Diehl geht es um „Dritte Personen und narrative Doppungen“ am Beispiel der wohl berühmtesten Haushälterin eines Literaten: Céleste Albaret, der ‚Dienerin‘ Marcel Prousts. Durch ihr langes Leben wurde sie parallel zur literarischen (Wieder-)Entdeckung des französischen Romanciers zur einzigen Zeitzeugin seines Alltags und zur begehrten Interviewpartnerin für Journalisten, Dokumentarfilmer und Biographen. Ihnen erzählte sie grammatikalisch in der dritten Person von Prousts Lebensgewohnheiten und wurde dadurch selbst indirekt Hauptperson. Für Proust war sie unabhkömmlich, nicht bloß als Köchin, Stubenmädchen, sondern immer mehr auch als Sekretärin und persönliche Assistentin. Die Rollen verkehrten sich: Das Hausmädchen organisierte seines Herren Leben.

Helma Lutzs Beitrag greift die Thematik ihrer soeben publizierten Studie „Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung“⁴ auf. In Europa nimmt seit rund 15 Jahren die weibliche Migration zu, vereinfacht gesagt aus dem „Süden“ und aus dem „Osten“, die steigende Nachfrage nach Haushaltsarbeit ist bis dato ungebrochen. Einerseits reduzieren die Wohlfahrtsstaaten ihre Angebote für Familien (Kinder- und Altenbetreuung) und lagern sie marktwirtschaftlich aus, andererseits hat die zunehmende außerhäusliche Berufstätigkeit von Frauen entgegen manchen Erwartungen zu keiner deutlich spürbaren Übernahme von

4 Vgl. dazu die Rezension von Erna Appelt in diesem Heft.

Haushaltsarbeiten durch Männer geführt. Denn die soziale Hierarchie der Geschlechter sei – so Lutz – tief in die Hausarbeit eingeschrieben, das Erlernen und Ausfüllen der sozialen Rollen von Frauen und Männern, *doing gender*, dort fest verankert. Das Delegieren der Hausarbeit an familienfremde Personen, an Migrantinnen, bringe das gewohnte Muster der Geschlechterrollen nicht in Gefahr und sei daher schnell und breit akzeptiert worden. Die Arbeit der Migrantinnen zeigt gerade in den *live-in* Arbeitsverhältnissen, wenn also die Frauen in den Haushalten ihrer Arbeitgeber auch wohnen, Anklänge an die Lebensrealitäten von Dienstmädchen um 1900. Zur ständigen Verfügbarkeit kommen die fehlende rechtliche und soziale Absicherung sowie meist auch eine fehlende Aufenthaltsbewilligung.

„L’Homme extra“ stellt eine von HistorikerInnen bis dato selten verwendeten Quellengattung vor: Nekrologe von Ordenschwestern. Christine Schneider hat sie am Beispiel der Ursulinen in Wien ausgewertet. Auch dabei handelt es sich um Narrationen von und über Dienerinnen, hier Dienerinnen Gottes und zugleich Bräute Jesu Christi. Die Nekrologe erzählen keine individuellen Lebensläufe, sondern geben Vorbilder eines katholischen heiligmäßigen Lebensmodells. Ihre Struktur ist eng an die Hagiographien von – für die damaligen Ursulinen – berühmten Nonnen angelehnt, die in der Konventsbibliothek noch heute erhalten sind. Die Motive des Klosterreintritts, die Überwindung ablehnender Haltung von Verwandten, die Entscheidung zwischen einem Leben als Ehe- oder Klosterfrau, das Bestehen innerer Prüfungen sind Erzählkerne jedes Nekrologs.

Irene Stoehr verortet aufgrund neu erschlossener Materialien der britischen Militärregierung und aus der Sowjetischen Besatzungszone die 1946–1948 geführte Debatte um die NS-Vergangenheit der Frauenrechtlerin Gertrud Bäumer vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges. Die Haltung vieler nunmehr in die erste Reihe der Bewegung tretender Protagonistinnen ihr gegenüber war mit der Neu- beziehungsweise Wiederbildung der Frauenbewegung im politisch fragmentierten Nachkriegs-Deutschland eng verwoben, wie Stoehr mit ihrer politik- und geschlechtergeschichtlichen Analyse zeigt.

In der Rubrik „Forum“ werden die fast zeitgleich Ende 2005 erschienenen Einführungen in die Frauen- und Geschlechtergeschichte beziehungsweise feministische Geschichtswissenschaft von Andrea Griesebner (Wien) und Claudia Opitz (Basel) von je zwei Männern und Frauen, zugleich Angehörige unterschiedlicher Wissenschaftlergenerationen besprochen: Caroline Arni (Bern), Barbara Asen (Salzburg), Johann Kirchknopf (London/Wien) und Helmut Puff (Ann Arbor) haben sich mit dieser Lektüre vergleichend auseinander gesetzt.

Der Rezensionsteil bietet Besprechungen einiger themenspezifischer Publikationen zu Frauenarbeit in Haushalten unterschiedlicher Epochen sowie interessanter Neuerscheinungen aus den Feldern der Geschlechtergeschichte und der *Gender Studies*. Eine spannende und anregende Lektüre wünschen